Zeitschrift: Schweizer Archiv für Tierheilkunde SAT : die Fachzeitschrift für Tierärztinnen und Tierärzte = Archives Suisses de Médecine Vétérinaire ASMV : la revue professionnelle des vétérinaires

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Tierärztinnen und Tierärzte

Band: 94 (1952)

Heft: 12

Artikel: Das Tier und die Angst

Autor: Seiferle, Eugen

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-593587

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hier ziemt es sich, eines Gedichtes von *Alfred Huggenberger* Erwähnung zu tun:

Auf eine Stalltüre zu schreiben

Mensch, du bist zum Gott gekürt
Über Wesen, die dir glauben.
Sieh, daß keins den Trost verliert,
Laß dir nie die Krone rauben!

Hilflos ist die Kreatur
Deiner Gnade heimgegeben,
In das Joch der Unnatur
Fügt sich das geduld'ge Leben.

Aber Augen sehn dich an —
Such' in ihrem Grund zu lesen!
Wer Vertrau'n ertöten kann,
Den wird kein Gebet erlösen.

Hochansehnliche Versammlung! Diese paar Reflexionen bitte ich hinzunehmen als Begrüßung und präludierende Eröffnung unserer festlichen Feier.

Aus dem veterinär-anatomischen Institut der Universität Zürich
(Prof. Dr. E. Seiferle)

Das Tier und die Angst[1]

Von Eugen Seiferle, Zürich

Als ich in einem Aufsatz darauf hingewiesen hatte, daß nicht nur der Schmerz, sondern mehr noch die Angst ein Problem darstelle, das von Seiten des Tierschutzes volle Beachtung verdiene[2], wurde mir vielfach vorgeworfen, das führe zu weit; denn, sei man schon über die Schmerzempfindung bei den verschiedenen Tieren im unklaren, so wisse man noch viel weniger, ob das Tier das Gefühl der Angst überhaupt kenne.

Selbstverständlich werden wir vom Tier selbst über sein Angsterlebnis nie etwas in Erfahrung bringen. Daß die Angst aber nicht nur den Menschen, sondern auch das Tier befallen, ja sogar beherrschen kann, weiß jeder, der Tiere schon genauer beobachtet hat. Denn die Angst ist eine durchaus

---

[1] Herrn Prof. Dr. W. Frei zum 70. Geburtstag gewidmet.
[2] E. Seiferle: Tierschutz und Tierpsychologie. Unsere Tiere, Nr. 16, 1948.

vitale Erscheinung, die genau so zum Leben gehört, wie der Stoffwechsel, die Reizbarkeit, die Lust und der Tod, und darum allem Lebendigen eigen ist, dem Tier sowohl wie dem Menschen.

Eines dürfen wir dabei allerdings nicht außer acht lassen: daß es nämlich nicht angeht, das Tier als solches einfach dem Menschen gegenüberzustellen. Denn es gibt nicht ein Tier an sich, wie es einen Homo sapiens als einmalige Spezies gibt, sondern eine kaum übersehbare Zahl von Tierarten, die sich nicht nur in Körperbau und Lebensweise, sondern auch in ihrer psychischen Struktur und Entwicklungsstufe zum Teil so gewaltig voneinander unterscheiden, daß es sicher nicht angezeigt ist, sie nun bezüglich ihres Gefühlslebens einfach alle gleichzusetzen.

Und doch gibt es gewisse Seelenregungen, die, weil sie zu den Lebensäußerungen schlechthin gehören, offenbar auch allem Lebendigen eigen sein müssen. Ich denke da vor allem an die in bestimmten physiologischen Zuständen wurzelnden Gefühle des Hungers, des Durstes, des Wohlbehagens, der Müdigkeit oder der Libido sexualis, welche in entsprechenden Trieben ihren Ausdruck finden und darum letztlich lebenserhaltende Bedeutung besitzen. v. Monakow hat sie treffend „Urgefühle" genannt, und dazu gehört zweifellos auch das Gefühl der Angst.

Mensch und Angst: Angst pflegt bei uns *Menschen* dann einzutreten, wenn wir uns als Individuum von äußeren oder inneren Gefahren bedroht fühlen. Diese tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen Gefahren brauchen keineswegs immer lebensbedrohenden Charakter zu besitzen, ja, sie können sogar bloß auf Einbildung beruhen, aber immer werden sie irgendwie erlebt, und dieses immer unlustbetonte Erlebnis des Gefährdetseins pflegt dann zwangsläufig die Gefühle der Furcht oder der Angst auszulösen. Dabei ist, wie Binder (1949) mit Recht betont, scharf zwischen Furcht und Angst zu unterscheiden. Während Furcht auf logischen Denkprozessen beruht und in einer klaren Erkenntnis des Gefahrenobjektes begründet ist, ist Angst etwas viel Primitiveres, ein Erlebnis, das in einer meist nur sehr vagen und unbestimmten, gefühls- oder gar instinktmäßigen Erkenntnis seine Ursache hat. Die Furcht pflegt sich deshalb auch in einem entsprechenden Verhältnis zur Größe der Gefahr zu bewegen, wobei der persönlichen Erfahrung in ihrer Abschätzung eine erhebliche Bedeutung zukommt. Aus der Furcht vor einer erkannten Gefahr kann dieser auch durch ein überlegtes, den Umständen angepaßtes Handeln zweckmäßig begegnet werden. Demgegenüber verleiten die verschwommenen und unklaren Erkenntnisumrisse, welche der Angst zugrunde liegen, zu Übertreibungen und damit zu Reaktionen, die sehr oft zur tatsächlichen Gefahr in keinem Verhältnis stehen und deshalb häufig weit übers Ziel hinausschießen. Der Sichfürchtende vermag die wirkliche Gefahr, wie auch die sich ihm bietenden Aussichten auf Rettung, abzuschätzen und sich so wieder Trost und Mut zuzusprechen. Die Angst jedoch läßt im Menschen uralte Lebenstriebe und Instinkte neu erwachen, die ihn völlig in ihren Bann schlagen, sein Denken ausschalten, ihn schließlich in eine Panikstimmung bringen und ihn so eigentlich wieder zu einem kopflos handelnden und trostlos leidenden „Tier" werden lassen. Die verhehrende Rolle, welche die Angst im Leben des einzelnen, wie ganzer Völker, spielen kann, ist uns heute zur Genüge bekannt; hat man unser Zeitalter doch nicht mit Unrecht geradezu das Zeitalter der Angst genannt. Sigmund Freud, Brun (1942), Binder (1949) u. a. betrachten das Angstproblem sogar als den zentralen Knotenpunkt, wo „die verschiedensten und bedeutsamsten Fragen der medizinischen Psychologie zusammentreffen".

Es ist deshalb verständlich, daß auch das Bild der Angst, wie es beim Menschen physiologisch und psychologisch zum Ausdruck kommt, gut bekannt ist. Als eine durch und durch vitale Erscheinung äußert sich die Angst zunächst vor allem in sogenannten Viszeralreaktionen. Kein anderes Gefühl bringt das vegetative Nervensystem so sehr in Erregung wie die Angst. Im wesentlichen handelt es sich um eine sehr intensive Sympathikusreizung, wodurch eine plötzliche, massive Ausschüttung von Adrenalin ins Blut ausgelöst wird. Diese versetzt das ganze sympathische Nervensystem in einen Zustand der Überreizung, was neuerdings die Adrenalinproduktion steigert und so einen eigentlichen Circulus vitiosus in Gang bringt. Gegen diese turbulente Situation vermögen die bremsenden Parasympathikuswirkungen nicht mehr aufzukommen. Die somatischen Äußerungen dieses Zustandes finden in Pupillenerweiterung, Protrusion der Augäpfel, Erweiterung der Lidspalte, Sträuben der Haare, Schweißausbruch, Steigerung des Muskeltonus, unter Umständen Unterkiefer- und Muskelzittern, Kontraktion der kleineren Blutgefäße, Beschleunigung der Herzaktion, Steigerung des Blutdrucks, Hemmung der Magen-Darmmuskulatur und der Sekretion der Verdauungsdrüsen inklusive Speicheldrüsen (trockenes Gefühl im Mund), Anstieg des Blutzuckers, Erythrozytenmobilisation der Milz und raschem Verschwinden der Ermüdung in der Skelettmuskulatur ihren Ausdruck. Kurz, es handelt sich hier um eine der typischen „Notfallfunktionen" wie sie nach Cannon (zit. nach Brun, 1949) und W. R. Heß vom Sympathikus zur Bereitstellung der nötigen Funktionsenergien im Augenblick der Gefahr inszeniert werden. Psychisch machen sich diese alarmierenden Vorgänge in bestimmten Organempfindungen als Herzklopfen, Beklemmungen auf der Brust, Würgen im Hals, Druck in der Magengegend oder in plötzlich einsetzendem Durchfall, sowie durch ein ganz allgemeines, schwer zu beschreibendes, aber immer tief bedrückendes Unlustgefühl bemerkbar. Anfänglich, und wahrscheinlich auch ursprünglich, sind der Flucht- und der Selbstverteidigungstrieb aktiviert. Beide können aber durch ein schockartig wirkendes oder lang andauerndes Angsterlebnis auch völlig gelähmt sein. Und, da in solchen Fällen meist auch das logische Denkvermögen reduziert oder völlig ausgeschaltet ist, wird schließlich der ganze somatische Aufwand illusorisch und die Angst verliert damit ihren ursprünglichen Sinn.

Tier und Angst: Wie nun das *Tier* die Angst erlebt, das wissen wir tatsächlich nicht. Daß es das Gefühl der Angst jedoch kennt, läßt sich aus den Viszeralreaktionen, den Ausdrucksbewegungen und seinem Verhalten mit Bestimmtheit schließen. Jedenfalls tritt mindestens bei den uns näher stehenden, sog. höheren Tieren, den Säugern und Vögeln, in Momenten wirklicher oder scheinbarer Gefahren, im Prinzip genau der gleiche sympathikotonische Zustand ein, wie er soeben für den Menschen geschildert wurde. Durch das Aufreißen der Lidspalten und die Erweiterung der Pupille, wozu beim Tier gewöhnlich auch noch ein Zurücklegen der Ohren kommt, erhält auch das Tiergesicht einen ausgesprochenen angstvollen Ausdruck (Abb. 2), was durch die gleichzeitig geduckte, gewissermaßen in sich selbst sich verkriechende Körperhaltung und den meist eingeklemmten Schwanz noch besonders betont wird. Die Herzaktion ist immer, oft geradezu stürmisch, beschleunigt, die Haare können sich sträuben, Schweißausbruch kann eintreten (besonders beim Pferd), die Muskulatur ist tonisiert, oft beinahe verkrampft oder es tritt Muskel- oder Unterkieferzittern auf (vor allem beim Hund), und häufig kommt es zu dünnbreiigen bis flüssigen Kotentleerungen. Das Verhalten ist vor allem vom Fluchttrieb beherrscht, und,

solange das Tier die Möglichkeit dazu hat, wird es deshalb der Gefahr durch Flucht zu entkommen suchen. Nur wenn ihm die Flucht verunmöglicht oder der drohende „Feind" bereits zu nah auf den Leib gerückt ist, d. h. die kritische Distanz überschritten hat, wird es dem nunmehr erwachenden Selbstverteidigungstrieb folgend den Kampf aufnehmen und zum Angriff oder zur Abwehr übergehen.

Dies alles scheint mir mit aller Deutlichkeit dafür zu sprechen, daß zum mindesten jene Tiere, die sich in ihrer Körperorganisation nicht prinzipiell von uns Menschen unterscheiden, die somatische Seite des Angsterlebnisses gleich empfinden wie wir. Ja ich glaube, wir dürfen sogar noch weitergehen. Ihr Verhalten im Zustand der Angst läßt mit größter Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß sie auch das unbestimmt diffuse Gefühl der Beklemmung ähnlich wie wir erleben. Die Stimmung eines verängstigten Tieres ist offensichtlich gedrückt, es ist in seinen Bewegungen gehemmt, der arttypische Umweltkontakt auf ein Minimum beschränkt und fast gänzlich auf das Bedrohliche der Situation konzentriert, die Verdauung liegt darnieder, es fehlt der Appetit, Nahrung wird keine aufgenommen, sexuelle Interessen bestehen nicht mehr und es fehlen jegliche Äußerungen des Wohlbehagens, der Entspannung und der Freude.

Natürlich gilt das alles nur für die sogenannten höheren Tiere, und auch unter ihnen kommen sicher die verschiedensten Abstufungen vor. Die Frage, ob oder in welchem Ausmaß z. B. Insekten oder noch einfacher organisierte Tiere das Gefühl der Angst auch kennen, wird sich wohl kaum je beantworten lassen. Dafür sind ihre Ausdrucksmöglichkeiten zu bescheiden und ihr Verhalten zu wenig differenziert. Andererseits ist die Angst aber eine so allgemeine und primitive Lebenserscheinung und es kommt den von ihr ausgelösten Reaktionen wenigstens ursprünglich eine derart lebenswichtige Bedeutung zu, daß die Annahme sehr nahe liegt, das Gefühl des Bedrohtseins werde, wenn anfänglich wahrscheinlich auch nur sehr vage und dumpf, durch das ganze Tierreich hindurch empfunden und aus ihm habe sich mit fortschreitender psychischer Entwicklung und dem damit immer wacher werdenden Bewußtsein dann erst ganz allmählich das eigentliche Angsterlebnis herausgebildet.

Ursprünglich hatten der durch die Bedrohung ausgelöste Todstellreflex, die wilde Flucht oder die verzweifelte Verteidigung noch einen tiefen biologischen Sinn: den Zweck der Erhaltung des Lebens, der zwar sicher nicht in allen, aber in sehr vielen Fällen erreicht wurde. Die Natur kann sich mit solchen Teilerfolgen begnügen; denn erstens verfügt sie über fast unerschöpfliche Reserven und zweitens will auch der Jäger gelebt haben. Mit anderen Worten: *Beim Tier liegt die psychologische Seite des Angstproblems auf einer ganz anderen Ebene als beim Menschen.*

Erst mit dem Erwachen des reflexionsfähigen Ich-Bewußtseins und der Phantasie, d. h. in der geistigen Sphäre des Menschen, bekommt die Angst ihre buntschillernden Aspekte! Wenn also beispielsweise Binder (1949)

beim Menschen vorerst einmal grob zwischen Vital-, Real- und Gewissensangst unterscheidet, dann fällt bereits das ganze komplexe Gebiet der *Gewissensangst* für das Tier von vorneherein außer Betracht. Und auch die *Vitalangst*, die an sich zwar möglich ist, da von bestimmten Organerkrankungen und Funktionsstörungen ausgehende unlustvolle oder schmerzhafte Empfindungen sicher auch das Tier wahrnimmt, kommt bei ihm nie die Bedeutung wie beim Menschen zu, weil es den Begriff der Krankheit und des Todes glücklicherweise nicht kennt und das Bedrohliche seines Zustandes wahrscheinlich erst dann rein gefühlsmäßig einigermaßen erfaßt, wenn die lebensnotwendigsten Vorgänge, wie Atmung und Zirkulation, schwer beeinträchtigt sind. Es bleibt also für das Tier praktisch eigentlich nur die *Realangst* übrig. Und auch sie zeichnet sich bei ihm durch mancherlei Besonderheiten aus.

So ist sich das Tier, wie aus seinem Verhalten mit Bestimmtheit geschlossen werden kann, einerseits vieler wirklicher Gefahren, die es ständig umlauern, nicht bewußt, wodurch ihm manche Angst, die den Menschen vielleicht ständig bedrücken würde, erspart bleibt. Andererseits pflegen sich Tiere aber sehr häufig schwer zu ängstigen, wo in Tat und Wahrheit gar kein Grund dazu bestünde. Dies trifft namentlich dann zu, wenn sie als Haustiere oder gefangengehaltene Wildtiere in einer artfremden Umgebung leben müssen, auf welche ihre angeborenen Triebe und Instinkte nicht passen. Dadurch werden sie häufig irregeführt und damit unsicher gemacht, oder, was auf die Dauer oft noch schlimmer ist, es wird ihnen verunmöglicht, ihren Trieben in natürlicher Weise nachzuleben.

Ob auch beim Tier durch länger andauernde Triebhemmungen Angstzustände entstehen, wage ich nicht zu entscheiden, obwohl gewisse Beobachtungen, namentlich bei Zootieren, wie noch gezeigt werden soll, eher dafür als dagegen sprechen.

Auf jeden Fall ist das Tier nicht in der Lage, eine bestimmte Situation den tatsächlichen Umständen entsprechend verstandesgemäß zu durchschauen, das eigentliche Wesen der Dinge, Erscheinungen und Geräusche, die es wahrnimmt, zu erkennen und all das, was mit ihm geschieht auf Grund vernünftiger Überlegungen zu verstehen. Alles, was nicht zu seiner angestammten Umwelt gehört und somit auch nicht im Erbgedächtnis verankert ist, ist ihm fremd, und alles Fremde wirkt zunächst mindestens verdächtig, wird aber sehr oft direkt als bedrohlich und gefährlich empfunden. Nur die Gewöhnung und die Erfahrung vermag das anfänglich Bedrohliche und damit Beängstigende einer Situation, einer Erscheinung, eines Geruches oder eines Geräusches mit der Zeit zum Verschwinden zu bringen. In der modernen, technisierten Welt des Menschen gibt es aber immer wieder neue Dinge und Vorkommnisse, die dem Tier nur schon deshalb Angst einflößen müssen, weil es sie nicht versteht.

Zu einer der bedrohlichsten Erscheinungen in der Umwelt der allermeisten *Wildtiere* gehört ursprünglich der Mensch. Taucht er innerhalb der spezi-

fischen Fluchtdistanz auf, dann wird es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sobald es ihn erkannt hat, zunächst, wie vor jedem anderen Feind, immer die Flucht ergreifen. Daß diese erste Fluchtreaktion bereits der Ausdruck eines gravierenden Angstgefühls ist, möchte ich bezweifeln. Jedenfalls dürfte, wie das Verhalten zeigt, ein allfälliges Gefühl der Angst, das beim Erkennen des Feindes anfänglich vielleicht erwacht war, während der Flucht sehr rasch abklingen, sobald sich dieser wieder außerhalb der Fluchtdistanz befindet, da jetzt der Normalzustand wieder hergestellt ist. Erst wenn der Feind aufrückt oder gar ein Entweichen unmöglich wird, beginnt sich die Angst erneut zu regen und mit abnehmender Distanz immer stürmischere Formen anzunehmen, bis schließlich unter Umständen die wilde Selbstverteidigung einsetzt (Abb. 1). Wie namentlich Hediger gezeigt hat, ist dieses Verhalten dem Menschen gegenüber, und damit gegenüber jeder Bedrohung, im einzelnen von Tierart zu Tierart verschieden, immer aber streng instinktgeregelt.

Diese für das tierische Handeln immer wieder entscheidende Triebhaftigkeit und Instinktgebundenheit scheint mir nun dem Angstproblem beim Tier seinen besonderen Stempel aufzudrücken. Solange nämlich das Tier die Möglichkeit hat, sobald es sich bedroht fühlt, dem Drängen des Fluchttriebes und den Weisungen seiner Instinkte zu folgen, spielt die Angst nur die Rolle eines fürsorglichen Warners. Da das die Gefahr signalisierende Instinktschema, wie so häufig, auch in diesem Fall offenbar sehr allgemein gefaßt ist und dem Tier die Fähigkeit zur Unterscheidung wirklicher und scheinbarer Bedrohungen nur in sehr beschränktem Maße gegeben ist, wird die Warnung häufig falschen Alarm bedeuten, was jedoch vom Standpunkt des Tieres aus zunächst sicher kein Nachteil ist. Besser zehnmal zu viel, als einmal zu wenig; denn dieses eine Mal kann das Leben kosten! Solange das Tier Bewegungsfreiheit und damit Flucht- und Ausweichmöglichkeiten besitzt, kann also bei ihm von einem eigentlichen Angst-„Problem" kaum die Rede sein; d. h. im Wildzustand dürften schwere, panikartige Angsterlebnisse, welche dann allerdings auch das von seinen Instinkten sonst sicher geleitete Tier ins Verderben treiben können, die seltenen Ausnahmen bilden.

Ganz anders liegen nun die Dinge beim *Wildtier in Gefangenschaft.* Da ist es zunächst der Mensch, der ursprüngliche Feind par excellence, der nun immer wieder in unmittelbarer Nähe auftaucht, von dem man sich vielleicht sogar berühren lassen muß, welcher fürs erste eine der alarmierendsten Erscheinungen darstellt. Für den erwachsenen Wildfang bedeutet sein Auftauchen innerhalb der Flucht-, ja sogar der kritischen Distanz, jedesmal eine Bedrohung. Ihr Verhalten bringt die Angst, die in solchen Momenten in diesen Tieren hochschießt, unverkennbar zum Ausdruck. Triebe und Instinkte drängen zur Flucht oder zum Angriff, beides aber wird durch die Käfigwände verunmöglicht. Durch diese Triebhemmung wächst das Angstgefühl rasch an, die kumulierende Wirkung der Reize macht sich immer mehr bemerkbar und steigt schließlich — menschlich ausgedrückt — bis zur

„Verzweiflung"; ein psychischer Zustand, der schon manchem Wildfang das Genick oder das Herz gebrochen hat. Die Gewöhnung an den Menschen braucht beim einen Tier längere, beim anderen kürzere Zeit. Immer ist dies aber eine kritische Periode, die das Tier in eine eigentliche seelische Notlage versetzt, von Seiten der Pfleger viel Verständnis für die besondere Situation

Abb. 1. *In die Enge getriebener Wolf.* Das Tier würde fliehen, wenn es die Möglichkeit dazu hätte. Die Angst kommt in der verkrampften, hinten geduckten Körperhaltung und der eingeklemmten Rute gut zum Ausdruck. Vorne zeigt es die Drohgebärde, und es würde bei weiterer Annäherung, nicht aus Angriffslust, sondern aus Angst, zur „verzweifelten" Selbstverteidigung übergehen. Das gleiche Verhalten zeigen auch ausgesprochen scheue Hunde (sog. Angstbeißer).

ihres Pfleglings erfordert und diesen, namentlich wenn er schon vorzeitig dem Publikum preisgegeben wird, oft wochen- und monatelang aus seiner angstvollen Verkrampfung nicht herauskommen läßt.

Ich sah einmal in einer Tierschau einen schwarzen Panter, der, wie Erkundigungen ergaben, noch nicht eingewöhnt war, dauernd in Abwehr- und Sprungbereitschaft im hintersten Winkel seines viel zu kleinen Käfigs kauern; denn fliehen konnte er ja nicht! Jedesmal, wenn ein Besucher vor das Gitter trat, strafften sich seine Muskeln, die Ohren legten sich nach hinten,

die Pupillen weiteten sich und er begann drohend zu fauchen, was vom Publikum als Zeichen besonderer Angriffslust gedeutet und — da man sich ja *vor* dem schützenden Gitter befand — zur allgemeinen Belustigung immer von neuem provoziert wurde. In Tat und Wahrheit befand sich aber das Tier in einem Zustand auswegsloser Angst, da es weder fliehen noch die sich innerhalb der kritischen Distanz befindlichen „Feinde" zur Selbstverteidigung angreifen konnte. Wir können uns etwa denken, was solche Wildfänge psychisch durchzumachen haben, bis sie von der Lassoschlinge oder der Raubtierfalle weg per Auto, Schiff, Flugzeug und Eisenbahn im Gehege oder Käfig eines Zirkus oder eines zoologischen Gartens angelangt sind!

Für das *Haustier* und das *zahme Wildtier* hat der Mensch seinen bedrohlichen Charakter jedoch verloren. Sie haben sich an ihn gewöhnt, seine Nähe löst keine Angstreaktion mehr aus, ja sie wird oft sogar direkt aufgesucht, und es gibt viele Tiere, die sich unter Äußerungen sichtlichen Wohlbehagens von bekannten oder unbekannten Menschen berühren, streicheln und kraueln lassen. Sie haben sich in die ihnen ursprünglich fremde Welt des Menschen eingelebt und sich darin eine Ersatzumwelt aufgebaut. Im großen ganzen fühlen sie sich in dieser oft völlig unbiologischen Umgebung und bei einer Lebensweise, die mit derjenigen ihrer Ahnen und wilden Verwandten nicht mehr viel gemeinsam hat, scheinbar auch ganz wohl; denn sie gedeihen und vermehren sich.

Eigentlich hätten sie ja auch die Angst verlieren können; denn ihre alten Feinde bedrohen sie jetzt nicht mehr. An ihre Stelle ist nun aber ein neuer, höchst geheimnisvoller und völlig unbekannter „Feind", die moderne menschliche Zivilisation mit all den fremden Geräuschen, Gerüchen und Erscheinungen, den verschiedenen Fahrzeugen, sich bewegenden Maschinen und Lichtern, getreten. All das vermag kein Tier zu verstehen, und gerade deshalb wird es sich darüber zunächst immer wieder ängstigen. Da im allgemeinen aber nichts passiert, gewöhnen sich die meisten Tiere mit der Zeit auch an all diese Dinge.

Ganz anders jedoch wird die Situation, wenn wir ein Tier erstmals in einen rüttelnden und rasselnden Eisenbahnwagen verladen, wo es dann eingesperrt und festgebunden unter Umständen stundenlang ausharren muß, wenn wir einen Hund nach dem Baden in einen dunklen, von heißer Luft durchströmten Trockenapparat einschließen, wenn wir irgendein Tier auf den Operationstisch schnallen, fällen oder ausbinden, oder zu irgendeinem Zweck fesseln, in einer unnatürlichen Körperlage festhalten oder in Apparate einspannen, um diesen oder jenen, an sich harmlosen Eingriff vornehmen zu können. All diese Tiere verstehen ja nicht, was mit ihnen geschehen soll, daß wir ihnen vielleicht helfen wollen, daß die Operation in ihrem Interesse liegt, oder daß das, was wir mit ihnen vorhaben, etwas völlig Harmloses ist. Sie spüren nur das Ungewöhnliche der Situation, die sie nicht begreifen. Mit ihrer für uns Menschen unvorstellbaren Feinfühligkeit merken sie bloß, daß etwas Ungewöhnliches mit ihnen geschehen soll. Da

aber alles Unbekannte instinktiv als Bedrohung empfunden wird, meldet sich auch die Angst und damit ihre erste Reaktion, der Fluchttrieb.

Weil im Zustand der Domestikation und Zahmheit der kategorische Imperativ der Triebe nicht kleiner geworden ist und sich die Tiere durch unsere Vorkehrungen und Gewaltmaßnahmen in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt und an der Flucht gehindert fühlen, nimmt das Erlebnis der Angst nun aber rasch so stürmische Ausmaße an, daß sie sich bei ihren wilden Befreiungsversuchen oft schwersten Schaden zufügen.

Während nun der Mensch — wenigstens so lange, als er sich selbst noch in der Gewalt hat — die Möglichkeit besitzt, die Angst mit Hilfe der Vernunft zu bekämpfen, sich Trost und Hoffnung zuzusprechen und ihm manches Angsterlebnis erspart bleibt, weil er den wirklichen Sachverhalt einer Situation zu durchschauen und die tieferen Sinnzusammenhänge zu erfassen vermag, liegen die Verhältnisse beim Tier also wesentlich anders. Zwar hat sich das Angstproblem mit der psychischen Entwicklung schon innerhalb des Tierreiches allmählich immer mehr kompliziert, indem die Angst aus ihren primitiven, ursprünglich rein sensitiven Wirkungsbereichen immer mehr ins erwachende Bewußtsein aufgestiegen ist. Erst mit ihrem Eindringen in die rational-geistige Sphäre vermochte sie dann aber trotz ihrer Gegenspielerin „Vernunft" all jenes Unheil anzurichten, unter dem ein Großteil der Menschheit heute leidet. Beim Tier behielt die Angst im allgemeinen ihren ursprünglichen Sinn der Warnung und Bereitstellung der nötigen Flucht- und Abwehrenergien. Gravierende Angsterlebnisse, welche ein Tier zu sogenannten kopf- oder besser instinktlosen Handlungen treiben, bilden im arteigenen, biologischen Lebensraum sicher die seltenen Ausnahmen. Um so häufiger sind sie aber dort, wo Tiere in artfremder Umgebung zu leben gezwungen sind, da hier nun das Mißverhältnis zwischen Triebleben und Wirkfeld voll zur Geltung kommt. Weil wir das domestizierte oder gefangen gehaltene Tier in der Regel daran hindern, dem ungestümen Drängen seiner angeborenen Triebe Folge zu leisten und weil ihm zudem die prophylaktische und beruhigende Wirkung vernünftiger Überlegungen nicht zur Verfügung steht, ist es dem elementaren Erlebnis der Angst völlig hilf- und trostlos ausgeliefert (Abb. 2). Dies ist sicher auch der Grund, weshalb alle psychisch höherstehenden Tiere angstvolle Erlebnisse nicht so leicht, oft überhaupt nie vergessen.

Das Angstproblem liegt also beim Tier zweifellos bedeutend einfacher als beim Menschen, scheint mir aber, vor allem bei Haus- und Wildtieren in Gefangenschaft, durch dieses hilflose Ausgeliefertsein an eine meist absolut unnötige und deshalb auch biologisch sinnlose Angst einer gewissen Tragik nicht zu entbehren.

Die meisten Menschen werden sich hierüber nicht viel Gedanken machen; denn die Tiere können sich ja nirgends beklagen. Wer sich jedoch berufstätig mit Tieren abzugeben hat und deshalb, wie gerade wir Tierärzte, oft gezwungen ist, seine Pfleglinge und Patienten in für sie unverständliche Situa-

tionen zu bringen und Gewalt anzuwenden, sollte sich dieser Zusammenhänge bewußt sein und seine Maßnahmen so treffen, daß ihnen dieses quälende Gefühl einer auswegslosen Angst nach Möglichkeit erspart bleibt.

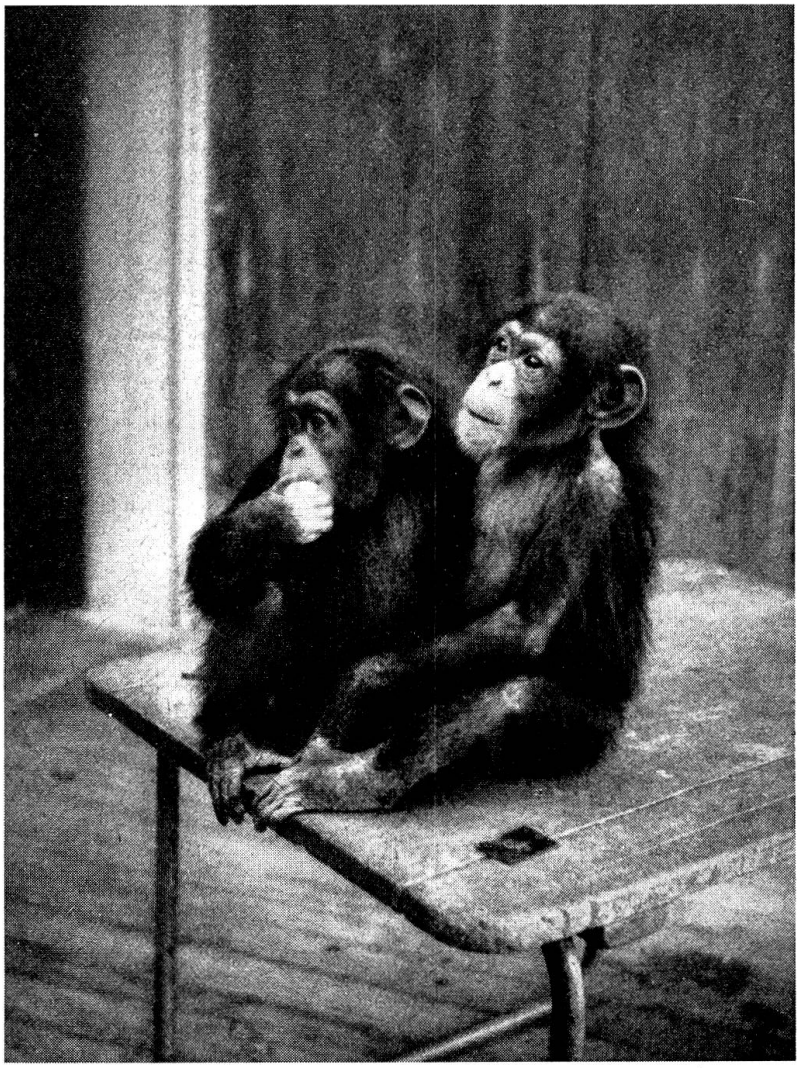

Photo: Beringer & Pampaluchi, Zürich

Abb. 2 a. *Angst vor dem Photographen.* Die beiden Schimpansenkinder sind soeben aus Afrika angekommen und haben von ihrem neuen Heim noch nicht „Besitz ergriffen". Verschüchtert flüchteten sie auf diesen Tisch, als der Wärter mit einem fremden Mann, der ein „seltsames" und infolgedessen „unheimliches" Ding (Photoapparat) bei sich trägt, ihre Stube betrat . . .

Durch Narkose und Anästhesie wollen wir — das ist die Ansicht der Laien wie der meisten Praktiker — das Tier vor allem vor Schmerz bewahren, obwohl wir eigentlich wissen müßten, daß Schmerzen vom Wild- und Haustier oft mit verblüffendem Gleichmut ertragen werden, solange sie nicht mit dem Gefühl der Angst verbunden sind. Da aber jeder operative

Eingriff mit allem Drum und Dran das Tier von vorneherein ängstigt, würde der Schmerz jetzt wie ein Peitschenhieb die Angst gewaltig steigern und dadurch neuerdings wildeste Flucht- und Abwehrbewegungen auslösen. So bekämpfen wir also mit Narkose und Anästhesie direkt den Schmerz,

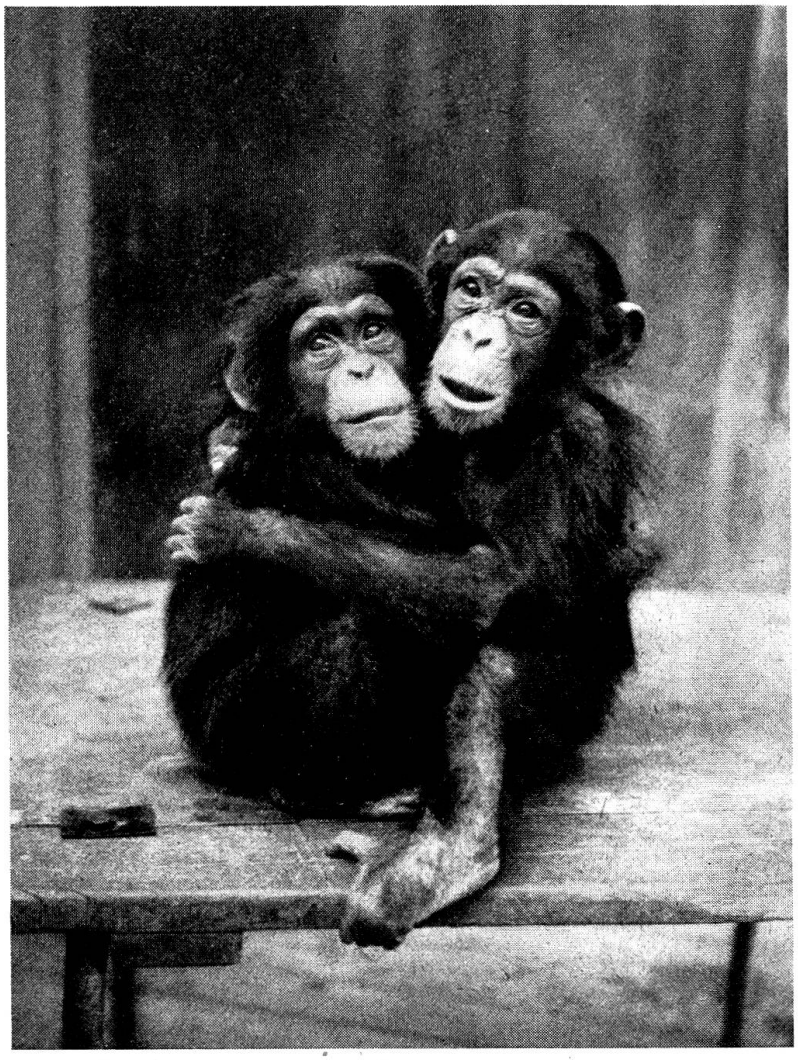

Photo: Beringer & Pampaluchi, Zürich

Abb. 2b. . . . Nun kommt er näher und der Wärter (im Bilde nicht sichtbar) steht einer weiteren Flucht im Wege . . .

indirekt aber, bewußt oder unbewußt, die Angst. Und das ist m. E. für den Operateur wie für das Tier praktisch sicher das Wesentliche. An einem Menschen ohne lokale oder allgemeine Betäubung einen chirurgischen Eingriff vorzunehmen, ließe sich im Notfall verantworten, weil der menschliche Patient den Sinn und die Notwendigkeit einer solchen Operation einzusehen und den Schmerz deshalb im Interesse der Erhaltung seines Lebens in Kauf

zu nehmen vermag. Beim Tier jedoch wäre ein solches Vorgehen — obwohl es leider immer noch vorkommt — unverantwortlich!

Jeder einsichtige Mensch weiß schließlich auch, was wir dem Tierversuch

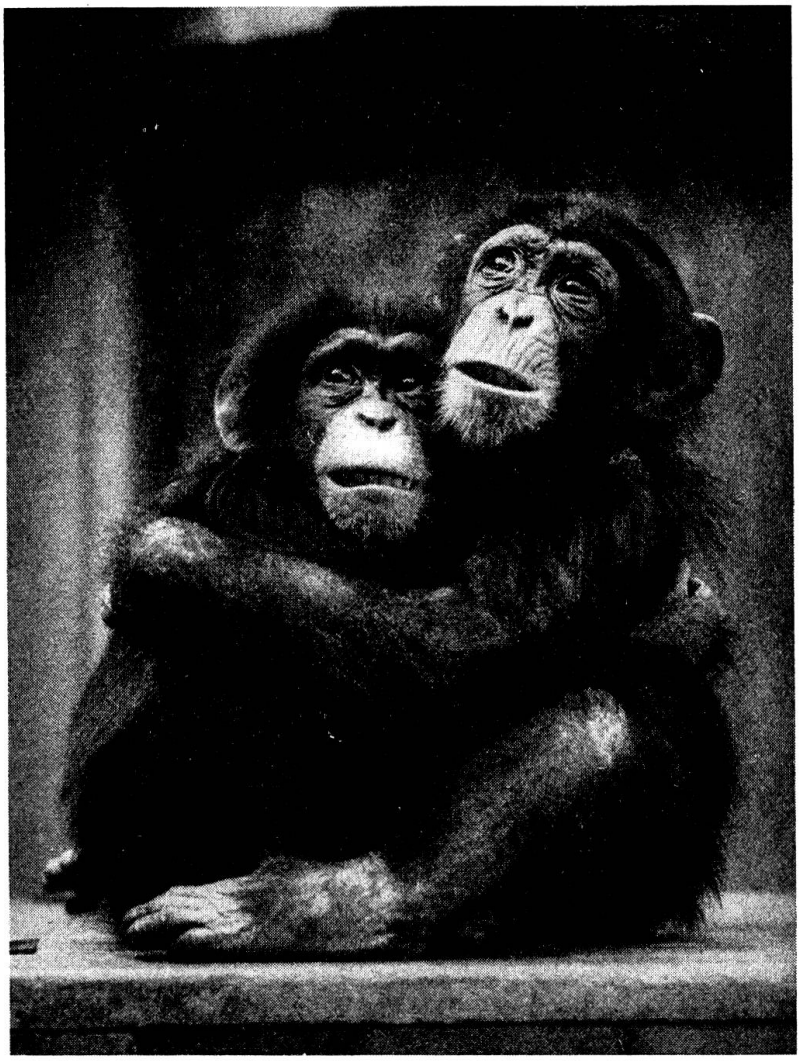

Photo: Beringer & Pampaluchi, Zürich

Abb. 2c. . . . Jetzt hat er sich mit diesem unbekannten, glänzenden Ding, das beim Abdrücken knacksende Geräusche von sich gibt, sogar ganz nahe aufgestellt, und man kann nicht fliehen . . . Diese drei Bilder bringen drastisch zum Ausdruck, wie beim Tier in einer an sich völlig harmlosen, weil aber nicht verstanden, als bedrohlich empfundenen Situation, die Angst in wenigen Minuten rapid anzusteigen vermag.

verdanken, und daß wir ohne ihn nun einmal nicht auskommen. Mögen die sog. Vivisektionsgegner, wie alle Fanatiker, in mancher Hinsicht übertreiben, die Angst jedoch, die namentlich die psychisch höherstehenden Versuchstiere während des Experimentierens durchmachen, läßt sich auf

keinen Fall wegdiskutieren. Jeder Forscher, der sich des Tierversuches bedienen will oder muß, sollte sich zum mindesten hierüber im klaren sein, und Tierversuche deshalb, wenn möglich, nicht an psychisch höherstehenden Tieren ausführen und sie nur dort anwenden, wo sie sich nicht umgehen lassen und wo begründete Aussicht besteht, daß sich die Opfer wirklich lohnen.

Die Angst — das mögen diese Ausführungen gezeigt haben — ist also nicht etwa bloß ein rein menschliches, sondern ein allgemein biologisches Problem, das gerade bei vergleichend psychologischer Betrachtung manch interessante Perspektive bietet und vor allem auch in der Tierhaltung volle Beachtung verdient. Mit der Zähmung und Domestikation begann die Angst auch im Leben des Tieres eine ganz andere Rolle zu spielen, als im Wildzustand. Dafür tragen wir die Verantwortung, und dieser Verantwortung sollten wir uns mehr, als dies im allgemeinen der Fall ist, bewußt sein.

Zusammenfassung

Es wurde zu zeigen versucht, daß die Angst nicht nur ein menschliches, sondern ein allgemein biologisches Problem darstellt, dem wir bei der Tierhaltung und im Umgang mit Tieren, namentlich wenn es sich um psychisch höher stehende handelt, mehr als dies gewöhnlich der Fall ist, Rechnung tragen sollten.

Résumé

On a tenté de démontrer que la peur n'est pas seulement un sentiment humain, mais qu'elle constitue un problème général biologique. Nous devons, plus que par le passé, en tenir compte dans nos rapports avec les animaux et dans l'élevage, surtout lorsqu'il s'agit d'être d'un niveau psychique élevé.

Riassunto

Si è tentato di provare che la paura non è solo un problema umano ma un problema biologico generale, del quale noi, nella tenuta e nel trattamento del bestiame specialmente quando si tratta di animali psichicamente più elevati, dovremmo interessarci maggiormente di quanto si è fatto sinora.

Summary

The author tries to prove, that fear is not only a human, but a general biological problem. This should be considered in animal husbandry, and in the intercourse with all animals, especially with the species of a psychical high development.

Schrifttum

Binder, H.: Über die Angst. Schweiz. med. Wschr., 79, S. 705, 1949. — Bleuler, E.: Lehrbuch der Psychiatrie. Berlin 1943. — Brun, R.: Allgemeine Neurosenlehre. Basel 1942. — v. Düring: Erkrankungen bei Tieren durch Angst. Wiener tierärztl. Monatsschr., 39, 1, 1952. — Frauchiger, E.: Seelische Erkrankungen bei Mensch und Tier. Bern 1945. — Hediger, H.: Wildtiere in Gefangenschaft. Basel 1942. — Hempelmann, F.: Tierpsychologie. Leipzig 1926. — Katz, D.: Mensch und Tier. Zürich 1948. — Rohracher, H.: Einführung in die Psychologie. Wien 1946. — Saller, K.: Das Menschenbild der Gegenwart. Mens en Maatschappij, XXVI, 4, 1951. — Seiferle, E.: Tierschutz und Tierpsychologie. Unsere Tiere, Nr. 16, 1948.